

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

(7. Fortsetzung.)

### Das Schwert von Thule.

Roman von Beatrice v. Winterfeld-Platen.

(Nachdruck verboten.)

„Törichtes Kind! Wohl bist du eine reiche Erbin. Hast du das nimmer gewußt? Es hat dein Ahne viel erarbeitet und erworben in seinem langen Leben.“

Heilwig krauste wie in leichtem Unwillen die Stirn. „Ja, mein Ahne! Aber noch lebt er. Und wer hätte ein Recht, schon jetzt über sein Hab und Gut zu bestimmen?“

„Du“, sagte die Ratscherrin schwer und eindrucksvoll, und ihre Haube nickte dazu. „Du allein, Heilwig. Denn er ist tot und hat dir alles vermacht, wie mein Gatte schriftlich in Händen hat.“

„Das — das ist nimmer wahr, Frau Ruhme —, daß er tot ist. Das kann nicht wahr sein!“

Sie hatte die Hände ineinandergelegt und sie halb erhoben, wie in heißem Beschwören.

„Doch, mein Kind, es ist so, wie ich sage. Frage den Oheim. Es starb dein Ahne vor etlichen Wochen schon. Wir wollten es dir damals nicht gleich sagen, als ein Schiff uns die Botschaft brachte, dieweil ihr gerade hier alle so fröhlich beisammen wart mit meinem Neffen.“

Aber die andere hinweg sah Heilwig. Hinaus aus dem weitgeöffneten Fenster, durch das die Morgen Sonne schien.

„Tot — und es hat mir keiner gesagt! Sie haben mich schwätzen und lachen lassen, als sei nichts geschehen.“

Die Hände schlug sie vor das Gesicht, und es ging ein Schüttern durch ihren Körper.

Da ging die Ruhme leise hinaus. Denn sie wußte nichts mehr zu sagen.

Mit schweren, müden Schritten stieg Heilwig die Treppe zu ihrem kleinen Schlafgemach empor. Es sumpte und rauschte in ihrem Kopf von hundert wehen, ringenden Gedanken. Als sie oben die Tür geöffnet hatte, blieb sie erschrocken stehen auf der Schwelle. Denn in ihrem weißen Himmelbett, dessen Gardinen weit zurückgeschlagen waren, lag Elisabeth mit geschlossenen Augen. Ein bleiches, schmales Gesichtlein umrahmten die dichten, schwarzen Haare, und die Hände lagen wie Wachs auf der Decke. Im Augenblick hatte Heilwig ihr eigenes Leid vergessen und trat leise auf den Fußspitzen dicht an das Lager heran. Liebevoll beugte sie sich tief über die andere. Da öffnete Elisabeth weit die dunklen Augen.

„Das ist schön, Heilwig, daß du kommst. Ich war so mutterseelenallein hier oben.“

Heilwig streichelte die schmalen Hände auf der Bettdecke.

„Bist du krank, Elisabeth? Soll ich deine Mutter rufen?“ Elisabeth schüttelte den Kopf.

„Ich bin nicht krank, Heilwig, nur so sehr schwach. Als ich aufstehen wollte, brach ich zusammen.“

Ihre Augen füllten sich langsam mit Tränen.

„Es ist wohl, weil ich nur immer das eine jezt denken muß. Wie wir beide, er und ich, nun allein weiterziehen müssen, jeder für sich — durch diese bittertälte Welt.“

Heilwig hatte sich auf den Bettrand gesetzt und die Hände im Schoß gefaltet. Sie wußte auch keinen Trost mehr für die andere. So sah sie regungslos, das blonde Haupt tief geneigt.

Es war eine große Stille in dem kleinen Zimmer. Durch den Rosmarinzweig, der in einem Blumentopf auf dem Fenster Sims stand, fiel zitternd die Morgen Sonne. Draußen auf dem Dachfirst zwitscherte ein Spatz und pluderte sein Gefieder in der klaren Herbstluft.

Da hörte Heilwig nach einer Weile die ruhigen, ebenmäßigen Atemzüge der anderen. Elisabeth war eingeschlafen. Und jäh, wie erlösend, war ein Gedanke über Heilwig gekommen. O Gott, ja! So konnte man der anderen helfen! So würde es gehen! Warum war ihr das nur nicht früher eingefallen? Oder hatte ihr die lichte Morgen Sonne diesen Gedanken eingegeben?

Ganz leise erhob sie sich vom Bettrand, um Elisabeth nicht zu wecken. Ganz leise schlich sie aus der Tür und die Treppe herunter.

Sie suchte die Ratscherrin und fand sie endlich in der Küche, eine große Schürze über dem dunklen Hauskleid. Es stand Frau Kathrine am Herd und rührte mit einer mächtigen Holzgabel in einem Kessel mit duftendem Zwetschenmus.

„Ei, kommst du endlich, Heilwig? Ich habe schon ausgehauet nach dir und Elisabeth, daß ihr mir helfen sollt. Da hat man jovieel junge, kräftige Arme in Hause und merkt nichts davon.“

Heilwig nickte eifrig.

„Gleich will ich Euch helfen, Frau Ruhme. Nur zuerst muß ich Euch etwas sagen, was keinen Aufschub erträgt.“

Es war ein frohes Leuchten dabei in ihrem Gesicht, daß Frau Kathrine aufmerksam wurde und die Magd rief.

„Heda, Fieser, ich gehe nur einen Augenblick hinaus. Gib derweilen gut acht auf das Zwetschenmus, daß es nicht anbrennt.“

Dann wuschte sie rasch die Hände an der Schürze ab und folgte Heilwig auf die große, geräumige Diele, auf der die weitbauchigen Truhen und die uralten, geschnittenen Schränke standen.

„Du kannst es mir wohl hier sagen, Heilwig, denn ich habe nicht viel Zeit.“

Heilwig nickte. Aber nun, da sie sprechen sollte wurde sie doch ein wenig rot und verlegen.

„Es ist — es ist nur, Frau Ruhme — wegen Elisabeth und ihrem Liebsten. Weil ich ihr doch so sehr gern helfen möchte. Denn sie liegt krank und matt oben in ihrem Bett vor lauter Gram. Seht, es ist mir ein Gedanke gekommen.“

Sie stockte wieder und suchte nach Worten.

„Weil ich doch den Fridoloin Lohart nimmer heiraten kann. Aber mein Geld, so mir der Ahne vererbt hat, brauche ich auch nimmer. Es kann alles die Elisabeth haben. Und nun bitte ich Euch, Frau Ruhme, geht eilends hinauf zu Eurem armen Kinde und sagt ihr, daß sie freien darf. Doch nimmer, von wem das

Geld dazu kam. Das soll nur unser beider Geheimnis sein."

Sie hatte die Hände bittend ineinandergelegt und sah die Ratsherrin hoffnungsfroh und zuversichtlich an dabei. So, als wollte sie sagen: nicht wahr, Frau Muhme, nun kann alles noch gut werden.

Die Ratsherrin hatte mit leisem Erstaunen zugehört. Als die andere das vom Fridolin Luhart sagte, war ein jäher Ärger in ihr Gesicht gesprungen. Jetzt stemmte sie beide Arme sehr fest und energisch in die Seite und trat einen Schritt von Heilwig hinweg. Und sie verzog ihr Gesicht zu einem sauren, spöttischen Lächeln.

"Ach, als die Barmherzige willst du nun kommen, Heilwig, und mit milder Hand Gaben austreuen. Aber wir Hasselbachs danken für deine Barmherzigkeit. Oder meinst du etwa, wir hätten nicht selber genug, um unserer Tochter mitzugeben, was sie braucht? Nein, eben weil Elisabeth das Kind von vermögenden Eltern ist, wollen wir sie nimmer fortgeben an einen blutarmen Habenicht, mit dem man nicht prunken kann vor Verwandten und Nachbarn. Der Herr Magister mag selbst auf Mittel und Wege sinnen, seinen Bruder zum Auszahlen zu bewegen. Kommt er weiter mit leeren Händen wie ein Bettler, so müssen wir ihn auch weiterhin abweisen. Das will der Stolz der Hasselbachs."

Sie wollte gehen.

Aber Heilwig griff mit beiden Händen nach ihrem Arm.

"Um Gott, Frau Muhme, wie könnt Ihr so hart sein! Und darüber stirbt Euch Euer Kind!"

Die Ratsherrin lachte kurz auf.

"Vor Liebesgram stirbt ein Mägdlein nimmer so bald. Ob schon jede einzige meint, es tun zu müssen. Wir kennen das. Auch Elisabeth wird sich wieder besinnen. Und nun komm schnell in die Küche. Den halben Vormittag verschwächt man hier mit Mühsiggang, indes die Arbeit bergehoch auf einen wartet."

Und sie ging mit festen, raschen Schritten die Diele entlang, zur Küche zurück, ohne sich auch nur einmal noch umzusehen.

Heilwig stand regungslos auf derselben Stelle. Wohl minutenlang. Sie hatte beide Hände an die Schläfen gepreßt und starrte vor sich hin.

So stand sie auch noch, als die Haustür sich knarrend aufstieß und ein Strom von Sonnenlicht auf die düstere Diele flutete. Da schrak sie zusammen und wandte scheu den Kopf. Es war Zeit, der mit schnellen Schritten auf sie zukam. Er griff besorgt nach ihrer Hand und fragte ängstlich: „Was hast du, Heilwig? Du siehst so weiß aus wie der Tod, und in deinen Augen ist ein großer Schmerz. O, vertraue mir doch, und sage mir, was dir ist?"

Sie hatte die Arme schlaff sinken lassen und sah ihn milde an aus großen, tiefumschatteten Augen.

"Nicht hier, Zeit, auf der Diele — nicht hier — wo jedermann uns hören kann."

Auf seinen Wangen brannten wieder die beiden roten Flecken, so erregt war er. Er packte sie fest am Handgelenk.

"So komm mit mir in die große Bohnstube. Da ist niemand zu dieser Stunde. Ich muß es wissen, was man dir angetan hat."

Und er zog die Willenlose mit sich fort — die Treppe hinauf, ins leere Wohngemach. Zum großen Lehnstuhl seines Vaters führte er sie und hieß sie dort sich niederlegen.

Sie tat es schweigend, wie ein müdes Kind. Und merkte dabei nicht, wie weich seine Hand die ihre streifte, und wie er mit zitternden Fingern beruhigend und lieblosend über ihr blondes Haar strich.

"Nun sage mir alles, Heilwig, hörst du? Alles mußt du mir sagen."

Da war es, als ob sie langsam aus ihrer großen Starrheit erwachte. Als ob das Eis, das die Worte der Ratsherrin so fest um ihre Seele gelegt, jäh zu schmelzen beginne. Und ihre Lippen zitterten, als sie jetzt mit leiser, weher Stimme sagte: „Es kommt alles so auf ein-

mal über mich, Zeit. Das hat mich so gepackt. Das große Leid deiner Schwester, die krank vor Gram auf ihrem Bette liegt. Und dann die Nachricht, daß mein Abne starb. So einsam starb da oben im hohen Norden"

Und was sie so lange zurückgekämpft hatte mit trostiger Kraft, brach sich nun jäh und gewaltsam Bahn. Sie schlug die Hände vor das Gesicht und fing bitterlich an zu weinen.

Fortsetzung folgt.

## Ueber Goldvorkommen und seine Gewinnung in Deutschland.

Unser gesamtes heutiges Wirtschaftsleben baut sich auf Goldmarkbasis auf. Jedermann rechnet mit Goldmark, ohne daß indessen Goldmünzen, die eigentlichen Träger der Goldwährung, im Verkehr sind. Doch dürfte der Zeitpunkt nicht mehr allzu fern liegen, an dem wir wieder, wie in früheren Zeiten, Goldmünzen im Verkehr haben werden.

Woher kommt nun dieses Gold? Müssen wir alles Gold aus dem Ausland einführen oder gibt es auch bei uns Lagerstätten dieses kostbaren Metalls? Die weitest ausgedehnten Goldvorkommen finden wir allerdings in außer-europäischen Ländern. Dort kommt das Gold meist gediegen vor, und zwar auf primärer Lagerstätte als sogen. Berggold oder auf sekundärer als Seifen- oder Waschgold. Berggold findet sich entweder eingewaschen in Gängen und Lagern von Quarz, die vor allem an silurischen und Devonischen kristallinen Schiefer gebunden sind oder eingeprengt in das Gebirgsgestein in Begleitung von Eilentien und Bleialana. Solche Fundorte sind Siebenbürgen, Sierra Nevada (Kalifornien), Cripple Creek (Colorado), West-Australien, Kolumbia, Brasilien. Waschgold wird spärlich im Sande vieler Flüsse gefunden: Donau, Rhein, Harz, Eder, Schwarza; in größerer Menge aber in losen Goldseifen: Ural, Klondoke, Kalifornien, Sierra Nevada, Indien, Australien, Brasilien. Unter Seifen versteht man Sande und Kiese, die Gold, Platin oder Edelsteine führen, durch Verwitterung zertrümmert, vom Entstehungsort fortgeschwemmt und an anderer Stelle (als sekundäre Lagerstätte) angehäuft worden sind.

Goldseifen finden sich in Deutschland überhaupt nicht und die geringen Goldmengen, die sich im Sande von Rhein, Donau und Harz finden, kommen nicht in Betracht, da sich ihre technische Ausbeutung nicht lohnen würde. Im Mittelalter wurde allerdings die Ausnutzung dieser Goldlande versucht und vor wenigen Jahren noch konnte man einzelne Goldwäscher am Oberlauf des Rheins bei ihrer mühevollen Arbeit sehen, einer Arbeit, deren Erfolg aber in den meisten Fällen der aufgewandten Zeit und Energie nicht im mindesten entsprach.

Nur an einer Stelle in Deutschland wird heute noch Gold fabrikmäßig gewonnen. Am Westabhang des Fichtelgebirges liegt in dem malerischen Tale des weißen Maines das Dörfchen Goldmühl. Wandert man von dort in einem Seitental etwa 20 Minuten aufwärts, so kommt man an einen Hüttenbetrieb, das Bergwerk der Fichtelgold-A.G. Dort kommt das Gold gediegen in zum Teil recht großen Stücken vor, eingeprengt in dem Quarz, der dort sehr häufig ist. Das goldhaltige Quarzgestein, das auf zwei Sohlen von 100 und 200 Meter Tiefe gebrochen wird, kommt zuerst in große Blockwerke, in denen es zu einem äußerst feinen Pulver zerstampft wird. Schon während dieses Zerfeinerungsvorganges wird dem Erz eine aau schwache Lösung (0,02 bis 0,03 Prozent) von Kaliumcyanid zugesetzt, die bewirkt, daß das Gold aus dem Erz vollständig ausgelaugt wird, und mit dem Kaliumcyanid zusammen Kaliumaurocyanid bildet. Aus dieser Verbindung wird dann das Gold mit Hilfe von Zinkstaub wieder abgeschieden, so daß man schließlich reines Gold in schwammiger Form erhält, das dann in Graphitiegeln zu Barrengold umgeschmolzen wird. Die jährliche Produktion dieses Betriebes beträgt etwa 250 Kilogramm Feingold, woraus man Goldmünzen im Werte von etwa 700 000 Goldmark prägen könnte.

Leider mußte das Werk vor einiger Zeit mehrere Wochen feiern, da beim Vortreiben eines Stollens auf der oberen Sohle plötzlich ein Wasserbruch erfolgte, der die sämtlichen vorhandenen Stollen unter Wasser setzte und dadurch ein Arbeiten unmöglich machte. Inzwischen ist aber schon wieder so viel Wasser aus dem Bergwerk herausgepumpt worden, daß in dem in 100 Meter Tiefe liegenden Stollen die Arbeit wieder aufgenommen werden konnte. Dabei ist die interessanteste Feststellung gemacht worden, daß das eingebrochene Wasser nicht aus einer Wasserader, die im Gebirge verläuft, stammt, sondern daß es sich im Laufe von Jahrhunderten in Gängen angelammelt hat, die wahrscheinlich um das Jahr 800 ebenfalls zur Goldgewinnung dort angelegt worden, aber dann allmählich in Vergessenheit geraten sind. Man vermutet, daß in ihnen, die nun verhältnismäßig leicht bearbeitet werden können, wesentlich größere Goldmengen gefunden werden als bisher, da nach dieser Seite des Berges hin der prozentuale Goldgehalt des Gesteins immer größer geworden ist. Sollte sich diese Vermutung bestätigen, so würde das Fichtelgold-Bergwerk einen wesentlichen Aufschwung erfahren, was auch für die deutsche Wirtschaft insofern angenehm wäre, als dann mehr Gold als bisher im eigenen Lande gewonnen würde.

Karl Hill.

## Etwas vom Salz.

Von Else Framberg.

„Er verdient nicht einmal das Salz in die Suppe“, sagt der Volksmund und wertet damit das Salz höchst gering. Er hat aber in diesem Falle nicht weniger unrecht als mit dem Sprichworte „einmal ist keinmal“. Ist doch das Salz für unseren Körperhaushalt so notwendig wie die Luft, die wir atmen. Mit der Selbstverständlichkeit des Alltags genießen wir den Besitz der unscheinbaren Körnchen, ohne viel leicht je ihrer Geschichte zu gedenken, die auf das engste verknüpft ist mit der Geschichte der Menschheit überhaupt.

Der Armenisch lebte von der Jagd. Alle Stoffe — auch das Salz — die ihm zum Leben notwendig waren, fand er im Fleische der erlegten Beute.

Als aber der Mensch lernte, den Acker zu bebauen und seine Nahrung auch aus Pflanzen zu gewinnen, erwachte mit der veränderten Lebensweise gebieterisch der Hunger nach Salz.

Noch heute verbraucht der Bauer bei seiner überwiegenden Pflanzenernährung in Deutschland durchschnittlich 21 Kilo Salz im Jahre, dreimal so viel als der Städter.

Was war natürlicher, als daß das Salz, einmal Bedürfnis geworden, schnell ein Gegenstand des Handels wurde, denn „ungleich verteilt sind des Lebens Güter“, auch das Salz auf der Erde. Voraussetzungen war bei der Art seines Wesens natürlich billige Beförderung. Man wählte zu-erst den einfachsten und einzig verfügbaren Weg des Transportes: den Wasserweg. Bald aber erwies sich dieser als unzulänglich. Vielleicht gab die Transportchwierigkeit des Salzes überhaupt den ersten Anstoß, daß Landstraßen gebaut wurden.

Schon Livius, der berühmte römische Geschichtsschreiber, erwähnt den Salzhandel zur Zeit der Könige in Rom, und etwa fünfzig Jahre später spricht Plutarch von besonderen „Salzschiffen“.

In Deutschland läßt im Jahre 803 ein Sohn Karls des Großen eine Stadt gründen an einem Platze nächst dem Salawerk Halla. Ungefähr fünfzig Jahre nachher erteilt Ludwig der Deutsche urkundlich dem Kloster Rempten das Recht, Schiffe zum Salzholen nach Hall zu senden.

Zahlreiche deutsche Städte verdanken ihre Entstehung Salzwerken. Ihre Namen sind Spiegel ihrer Geschichte. Günzburg bei der Sulze an der Rhön, Sulza, Hallstadt, Hallein, Reichenhall und viele andere gehören hierher.

Die Salzpflanzenbesitzer zählten zu den Bevorzugtesten, sie bildeten sogar in Hall und Schönebeck bei Magdeburg gleichsam eine Adelsschicht für sich.

In Rußland herrschte ebenfalls ein lebhafter Salzhandel. Aus den Annalen des Kiewer Höhlenklosters geht dies mit Deutlichkeit hervor.

Solange Handel einfach den Begriff Tausch umschloß, blieb das Salz Tauschgegenstand, der jederzeit und überall gar hoch im Werte stand. Je weiter ein Land vom Erzeugungsort entfernt lag, desto höher stand Salz im Preise. Ein bayerischer Herzog bot den Ammerbachiern Erben in Baiern für ein Christusbild von Holzein zweitausend Tonnen Salz, die Tonne zu sechs Gulden gerechnet.

Das Salz blieb nicht nur Tauschobjekt. In der folgenden Entwicklung wurden selbst Münzen aus ihm geprägt. So erzählt der forschungsreisende Marco Polo (1254—1323), daß in der Provinz Kaidu im hinterindischen Birma das kleinste Geld aus Salz besteht. Es wurde zu kleinen Kuchen geformt, auf heißen Blechen getrocknet und erhielt dann das Bildnis des Kaisers aufaerprägt. Auch der allbekannte deutsche „Gulden“ verdankt seine Entstehung im dreizehnten Jahrhundert den Salzwerken in Hall und sein Vorläufer, der italienische „Soldo“ ist auch nichts anderes als eine Salzmine. Wer denkt heute noch daran, daß Soldat eigentlich Salzsammler heißt!

Lebensbedürfnis wurde das Salz den Menschen, sobald sie aus dem Dunkel der Barbarei sich wandelten „zu milderen Sitten“. Daher war es auch eine natürliche Erkenntnis, daß das Salz allgemeine Verehrung genob. Allen Göttern opferte man Salz, das Salzgefäß galt daher gleichsam als Tempelgefäß.

Es war nur ein kleiner Schritt, daß das Salz in sinnbildliche Beziehung zum Leben selbst gebracht wurde.

Salz und Brot waren Ausdruck des eigentlichen Lebensbedarfes.

Besonders aber wurde Salz zum Sinnbild der Treue. Bei den Orientalen galt es als Pfand der Freundschaft, bedeutete es den heiligsten Bund zusammenschließen, so man Salz und Brot miteinander. Der Salzbund bei den Israeliten war Gleichnis für das festeste, unverlesliche Band unter Menschen. Heilige Schwüre leisteten die Araber auf Salz und Brot. Es gemeinsam essen, heißt auch in Rußland, daß Menschen das Leben miteinander teilen wollen, also auch hier gilt das Salz als Prüfstein der Treue. Dem Gostfreund, dessen Leben heilig ist, bringt man bei verschiedenen Völkern Salz entgegen. Als Zeichen der Unterwerfung bietet man es in Rußland.

Der guten Vorbedeutung wegen wurde Salz fast allgemein vor dem Einzug in eine neue Wohnung als erstes hingetragen, ein Brauch, der sich auch noch heute in vielen Gegenden Deutschlands erhalten hat. Eng verwandt damit ist die russische Sitte, Jungvermählten Salz in das neue Heim zu bringen.

Genob das Salz solch hohe Verehrung, war es nur natürlich, daß es auch im Aberglauben eine Rolle spielte.

Der Teufel ist kein Salz und bei Gelagen, die der Böllische feiert, kommt es nicht auf den Tisch. Als einst ein

Wanderer in ein Zauberlicht getret, fanden die tollkühnen Gerichte bereit. Doch das Salz fehlte. Er bat darum — im gleichen Augenblick verjagt der Spuk.

Im Norden und Süden Altdeutschlands legte man neben ausgelegte Kinder Salz, ein Zeichen, daß sie die heilige Taufe noch nicht erhalten hatten, besonders aber um sie davor zu bewahren, daß der Teufel sich ihrer Seele bemächtigte.

In den Bauernregeln aus den Cevennen ist es Gebot, beim Besuch eines Todkranken eine Handvoll Salz in das Feuer zu werfen, damit der Böse nicht die Seele davon führen könne.

„Salzbläserei“ spielt auch bei den Esten eine wichtige Rolle. Ein Salzkorn wird angehaucht und „besprochen“, ein Heilmittel gegen Krankheit ist damit geschaffen.

Am Zukunft zu ersuchen, übt man in vielen Gegenden folgenden Brauch: Am heiligen Abend wird ein Häuschen Salz auf den Tisch gestellt, schmilzt es bis zum kommenden Morgen, stirbt derjenige, der das Schicksal auf diese Weise befragte.

So sehen wir, wie die „Würze aller Würze“ auf das innigste mit der Geschichte der Menschheit, ihrem Bestehen und ihrer Entwicklung verknüpft ist, ein Teil des großen Weltgeschehens, eng verwoben in dieses, Zeiten und Völker überdauernd.

## Die Cobra und die Maus.

Von Paul Schlensta (Bremen).

Von Steinkopf, Namaqualand, nach Ramansdrift, Süd-West-Afrika, führt eine lange, einlame Pfade. Durch unzählige tiefe talle Schluchten, um „Kopjes“ (runde steile Berge) herum und über öde talle Sandflächen führt der Weg, bis man nach sechsstündigem Ritt zur alten, am Rande eines Berges gelegenen und seit langem verlassenem Farm Hartbeestfontein kommt.

Hier steht ein alter hoher Kamelhornbaum, in dessen Rinde so mancher, der hier vorüberkam, seinen Namen tief eingeschnitten hat. Hartbeestfontein hat eine kleine Quelle, das erste Wasserloch, das man nach dieser langen Strecke findet. Auf Hartbeestfontein hatte einst ein sehr reicher Bur gewohnt, aber es hatte dort böse „gelputt“ und die Geister, die dort ihr Unwesen trieben, hatten den alten Dom Arder ermordet. Nun lagen die Steinmauern danieder, und in den Ruinen unter den Steinen hausten wieder Schlangen und Skorpione.

Die Sonne stand hoch am Himmel, unbarmherzig brannten die heißen Strahlen senkrecht hernieder. Kein Lüftchen wehte, und alles Lebende schien wie verschwunden. Sogar die „Tot Lokie“-Käfer mit ihren runden runden Leibern hatten sich unter den Steinen verkrochen. Es war ihnen doch zu heiß. Das einzig Lebendige waren die Eidechsen, die an den großen Steinen heraufkrochen, um dann bei der geringsten Störung blitzartig wieder zu verschwinden.

Es war zu heiß, um jetzt wieder aufzusatteln; und um das Pferd zu schonen, nahm ich den Sattel als Kopfstütze und legte mich im Schatten des alten Kamelhornbaumes nieder, um zu warten, bis die größte Hitze vorbei war. Eine Weile hatte ich so gelegen und wollte gerade einschlafen, als ein jämmerliches Piepsen in mittelbarer Nähe anhub. Im großen Ärger über die Störung wollte ich den Störenfried verschrecken, aber das Piepsen hatte etwas so Angestliches und so Schmerzhafes, daß ich mich langsam erhob und vorsichtig umherpähte, um festzustellen, woher es kam.

Keine zwei Meter von mir, hart am Rande einer Klippe, saß auf den Hinterbeinen eine der niedlichen Striepmäuse (gestreiften Mäuse). Herrlich glänzte das tiefschwarze Fell in der Sonne. Die Vorderbeine waren fest an die schnee-weiße Brust gezogen, und den buschigen Schwanz mit den weißen Ringen hatte die Maus wie einen Schirm über das gerliche Köpfchen mit den beiden roten Augen ausgebreitet. Es war ein wunderbares Bild, und es ist selten, daß man diese scheuen Tierchen aus solcher Nähe betrachten kann.

Die kleine Maus schien wie angewurzelt zu sein, kein Glied bewogte das Tierchen, es pirschte nur in einem fort, als hätte es große Schmerzen. Ich veruchte zu finden, was dem Tierchen eine solche Angst einflößte, aber nichts war zu sehen. Ungefähr einen Meter von der Stelle, wo die Maus saß, war ein niedriger Dornbusch, und als ich diesen etwas genauer betrachtete, bemerkte ich, wie den flachen Kopf fest gegen den Boden gedrückt, sich eine der ältigen gelben Cobras aus dem Busche hervorhob.

Die kleinen schwarzen Augen hatte die Schlange fest auf das Mäuschen gerichtet, um es durch den Blick zu lähmen und die Flucht zu verhindern. Hier bot sich mir ein unerwarteter Einblick in eines der vielen Dramen der Natur, und ich beschloß, ruhig zu warten und zu beobachten, was geschehen würde. Langsam und kaum bemerkbar schob sich die Schlange näher und näher an ihr Opfer bis sie nur noch wenige Zentimeter entfernt war. Die arme kleine Maus hatte ihre Stimme verloren und wartete nun, vor Angst atternd, daß die Schlange sich auf sie stürzen würde. Der eben noch buschige Schwanz hatte seine Dize verloren, der schöne Schirm über dem Köpfchen war verschwunden, und die kleinen Vorderbeine hingen schlaff herunter. Langsam hob die Schlange ihren Kopf —

Schnell hatte ich einen Stein aufgenommen und zwischen die Schlange und ihr Opfer gemorfen. Ein Huschen, und weg war die Maus. Der Stein hatte den hypnotischen Rann der Cobra gebrochen.

## Bemerkungen zur Kartoffelernte.

Seit ich in der Grabegabel ein ganz vorzügliches Werkzeug zum Herausmachen der Gelberüben (Wöhren) und Schwarzwurzeln kennen gelernt habe, benütze ich sie auch zum Ernten der Kartoffeln und habe gefunden, daß es damit besonders in etwas schwerem Boden viel leichter geht als mit Karri oder Gade. Diese Weise bietet auch noch die Gewißheit, daß lange nicht so viel Knollen verlest werden als beim Hacken.

Gleichzeitig benütze ich aber die Gelegenheit und grabe den ganzen Ader, also auch die Furchen zwischen den Kartoffeln, mit der Grabegabel in rauher Scholle um, eine unbedingt notwendige Arbeit, weil der Boden im Winter vom Froste durchdrungen und zermürbt wird. Oft wird diese Arbeit auf spätere Zeit verschoben. Dann tritt gewöhnlich ungünstiges Wetter ein, oder andere Gartenarbeiten drängen und das Stürzen des Aders unterbleibt zu unserm Nachteil schließlich ganz und gar.

Es ist selbstverständlich und bedarf deshalb auch kaum der Erwähnung, die Kartoffelernte an einem trockenen, wenn möglich sonnigen Tage schon am Morgen vorzunehmen, damit die Knollen mehrere Stunden lang in der Sonne abtrocknen können; denn für die Aufbewahrung ist es eine Hauptsache, daß sie recht trocken eingekollert werden.

Vor dem Einleiten sind die Knollen, soweit dies möglich ist, von der Erde zu befreien, angefaulte und franke ausscheiden. Auch ist es ratsam, gleich auf dem Felde die kleinen und großen Knollen zu sondern und die angefaulten zum alsbaldigen Verbrauch in einen Korb zu tun.

Das sorgfältige Auslesen der Kartoffeln ist in diesem nassen Jahre, das zahlreiche Knollen vorzeitig erkranken und faulen ließ, unbedingt notwendig, damit nicht im Keller, durch dessen Wärme die Fäulnis begünstigt wird, die gesunden Kartoffeln angeeignet werden.

Es ist nicht ratsam, die faulen Knollen auf dem Ader einfach liegen zu lassen, wie dies in den allermeisten Fällen geschieht. Abgesehen davon, daß dies Herumliegen der Knollen ein unschöner Anblick namentlich im Garten ist, verleuchten wir auch den Ader durch die Fäulniskeime auf lange Zeit. Ich mache deshalb bei Beginn der Ernte ein zweispantiges Loch, in das die faulen Kartoffeln gleich verschwinden. Ist es außer Kurzwarte, grabe ich ein zweites und, wenn es nötig erscheint, auch ein drittes Loch zu demselben Zweck.

Die Aufbewahrung im Keller muß in diesem Jahr recht sorgfältig geschehen, um Verlusten von vornherein vorzubeugen. Vor allem darf der Keller nicht zu warm, dumpf und feucht sein. Ist dies der Fall, so muß er Tag und Nacht bis zum Eintritt der Kälte gelüftet werden. Die Kartoffeln müssen, wie schon erwähnt, rollständig trocken sein und am besten auf Brettern, die auf Kohlenstühlen liegen, gelagert werden. Ein zu hohes Aufschichten ist nicht empfehlenswert, besser ein weites Auseinanderliegen.

Da in vielen Kellern es an dem nötigen Platz mangelt, ist das Unterbringen der Kartoffeln in einer großen Ritze mit durchbrochenen Seitenwänden, damit die Luft durchstreichen kann, sehr angebracht.

Wer ganz vorsichtig sein will, bestreue die Kartoffeln noch schichtweise mit Staubtalf, der die Fäulniskeime vernichtet und somit ihre Verbreitung verhindert. Die vollkommene Konservierung ist unstreitig das Einschichten der Knollen in Torfmuß, der die Ausdehnung jeder Fäulnis durch sein großes Aufsaugungsvermögen vollständig unmöglich macht. Daher ist auch die Aufbewahrung des Kernobstes in Torfmuß die beste, die die wenigsten Verluste bringt.

## Das Eierfressen der Hühner.

Eine schlimme Art der Hühner, die Ähnlichkeit mit dem Selbstauslaugen der Rube hat, ist das Eierfressen der Hühner. Die Hühner eignen sich dieses Laster meistens durch erstmaliges veruchswieles Aufpicken oder durch das Verzehren etwaiger von ihnen gelegter, schalenloser Eier an; auch durch Vorwerfen unzerkleinerter Eierschalen sind die Hühner häufig Eierfresser geworden. Ist in einem Bestande erst eine Henne, die dieses Laster kennt, so lernen auch die übrigen Genossinnen des Stalles in kurzer Zeit das Eierfressen, und bei Nachlässigkeit und Unachtsamkeit des Geflügelbesizers gehen die meisten Eier für die Rube verloren. Auch bei diesen krankhaften Gelüsten der Tiere gilt die Regel: „Vorbeugen ist leichter als heilen.“ Der Geflügelzüchter hat deshalb in erster Linie darauf zu achten, daß den Hühnern nur sehr zerbrockelte Eierschalen vorgeworfen werden. Die zur Abhilfe des Ubelstandes vielfach empfohlenen Mittel des Vorlegens eines mit übelstimmenden oder übelriechenden Stoffen gefüllten Eies oder das Einwerfen in einen dunklen Stall sind meist nutzlos und sind mehr oder minder tierquälerischer Natur. Das einzige und

gleich beste Mittel gegen das Eierfressen bildet eine geeignete und zweckmäßige Vorrichtung, durch welche die Eier, sobald sie gelegt sind, den Tieren von selbst entzogen werden. Man befestigt zu diesem Zwecke in als Regenröhrer zu benutzende und am Boden gut mit Stroh ausspülende rechteckige Holztafeln an der einen Seite ein schräges Brett, an dem das gelegte Ei langsam auf den Boden des Kastens herabrollen kann, und an der anderen Seite, etwas höher, ein kleines Brettchen, so daß der Abstand der beiden Bretter das ungehinderte Passieren des Eies gestattet. Auf beide Bretter ist etwas Stroh als Unterlage für die Henne zu legen. An der hinteren Wand wird alsdann aus einer mit einem Schieber oder Glasstürchen versehenen Öffnung das gelegte Ei herausgenommen, das mit der Legehenne in absolut gar keine Berührung kommen kann. Da vielfach als Ursache des Eierfressens auch der Mangel an Kalk als Bestandteil der Nahrung angenommen wird, ist notwendig, daß den Hühnern Gelegenheit geboten wird, Kalk zu picken. W.

## Rat und Anregung

**Bequeme Art, Gänse und Enten zu rupfen.** Vor dem Schlachten der Gänse und Enten stellt man einen Waschkessel mit etwas Wasser aufs Feuer und bringt dieses ins Kochen. Nun schlachtet man die Gänse oder Enten. Über den Keßel wird ein grober Sack mit losen Mäthen, etwa ein Kasseck, gebunden. Das Wasser muß gut kochen. Auf diesen Sack wird dann das geschlachtete Tier gelegt, die Flügel werden gut ausgebreitet, damit der Dampf auch überall hin kann. Man muß fortwährend wenden und drehen, nachsehen und probieren, ob die Federn lose sind oder noch feststehen, damit das Fleisch nicht verbrüht wird. Lassen sich die Federn leicht ausziehen, dann ist genug gedampft. Nach dem Rupfen kann man die Tiere noch etwas überhängen und dann mit Weizenkleie abreiben. Den Federn schadet das Dämpfen gar nichts, im Gegenteil, sie werden dadurch nur noch leichter; man muß sie dann natürlich vor dem Aufbewahren erst gut trocknen.

**Die Gerste** ist von allen Getreidearten wohl das beste Futtermittel. Die Schweine gedeihen gut, und die Ziegen ebenso, wenn sie von Zeit zu Zeit Gerste als Beifutter erhalten. Am besten ist es, wenn diese geschrotet wird. Daß für Geflügel die Gerste vorzüglich ist, wird als bekannt vorausgesetzt.

**Das Ringeln unfruchtbarer Obstkäuzchen.** Wer junge Obstkäuzchen hat, die wohl kräftig ins Holz wachsen, aber weder Frucht bringen noch Fruchtknospen ansetzen, versuche es einmal mit dem Ringeln. Er löse zu diesem Zweck mit einem Messer einen Rindenstreifen von höchstens 5 Millimeter Breite vom Stamm, so daß an dieser Stelle das Splintholz bloßgelegt wird. Die beste Ringelstelle ist etwa 30 Zentimeter über dem Erdboden. Die beabsichtigte Wirkung des Ringelns besteht darin, daß der in den Blättern erzeugte Baustoff nicht zu den Wurzeln gelangen kann, weil er durch die Rinde nach unten wandert und an der Ringelstelle aufgehalten wird. Solange die Wunde nicht verwachsen ist, wird daher den Wurzeln Bildungssaft entzogen, sie werden infolgedessen geschwächt und veranlassen im nächsten Jahr einen schwächeren Austrieb des Baumes. Dieser wird also schlechter ernährt, er hat nicht Saft genug, um wiederum ins Holz zu kriechen, und wird nun Blüten ansetzen. Man soll jedoch die Ringelstreifen nicht breiter als 5 Millimeter machen, damit die Wunde noch in demselben Jahre verheilen kann. Andernfalls kann durch Ringeln dem Obstkäuzchen nur geschadet werden.

**Die zweijährigen Pflanzen,** die auch Bienen genannt werden, müssen jetzt für das nächste Jahr ausgesät werden, z. B. Fingerhut, Bartnelken, Silenen, Glockenblumen, Silberling usw.

**Die Beete** müssen, soweit sie nicht besetzt sind, im Herbst umgegraben werden und in Schollen liegen bleiben. Die Erde soll nicht gehackt oder gereicht werden, sondern in der groben Schollenform den winterlichen Witterungseinflüssen möglichst ausgesetzt sein. Chemisch und physikalisch übt Wind und Wetter, Schnee und Regen auf die Schollen bedeutenden Einfluß, so daß eine starke Zersetzung stattfindet und sie sich im Frühjahr viel leichter bearbeiten lassen, als wenn sie im geebneten Beet vor den atmosphärischen Einflüssen geschützt sind.

**An schattigen Stellen** können als Rasenerfatz unter Laubbäumen folgende Pflanzen verwendet werden: Immergrün, Eisen, Porzellanblümchen und Ehrenpreis, Leberblümchen, Heilchen, Waldmeister, Waldwindröschen sowie Farnkräuter können allenfalls auch genommen werden.

**Eier** soll man täglich aus den Nestern nehmen, wenn möglich, soll man mehrmals nachsehen. Man verbüht so, daß die Eier von anderen Hennen beschmutzt oder gar zerbrochen werden. Außerdem kann längeres Liegen der Eier in den Nestern den Geschmack beeinträchtigen, da Eier für starke Gerüche sehr aufnahmefähig sind.